

RALF THIESEN
Die Toten von Königsberg



Ralf Thiesen im Goldmann Verlag:

Die Toten von Königsberg. Kriminalroman

(Aaron Singer Band 1)

Krähen über Königsberg. Kriminalroman

(Aaron Singer Band 2)

Ralf Thiesen

DIE TOTEN VON KÖNIGSBERG

EIN FALL FÜR AARON SINGER

Kriminalroman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

*Für Gabriele
Yin & Yang*



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Originalausgabe Dezember 2023

Copyright © 2023 by Ralf Thiesen

Copyright © dieser Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Die Veröffentlichung dieses Werkes erfolgt auf Vermittlung
der literarischen Agentur Peter Molden, Köln

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: FinePic®, München; Trevillion/Tim Robinson;

Ullsteinbild/histopics

Karte von Königsberg: © Laura Münzer

Redaktion: Heiko Arntz

KS · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49256-5

www.goldmann-verlag.de

*Nun so sei der Bund gemacht!
Heilig diese Stunde!
Und die sternenhelle Nacht
Leuchte unserm Bunde!
Unsern Bund trennt nicht der Tod,
Kein Geschick und keine Not
Soll unsere Freundschaft stören!
Einst werden wir uns wiedersehn
und fester stehn
Und unsern Bund erneuern.*

Galtgarbenlied



- | | | |
|-------------------------|---------------------|-----------------------|
| 1 POLIZEIPRÄSIDIUM | 4 NACHTCLUB BEL AMI | 7 BANKHAUS BREKENDORF |
| 2 HOTEL BERLINER HOF | 5 SCHLOSS | 8 DOM |
| 3 ALBERTINA UNIVERSITÄT | 6 LASTADIE | 9 SYNAGOGE |

PROLOG

KÖNIGSBERG, JUNI 1914

Die plötzliche Stille war schlimmer als das Keuchen und die Schreie der Kameraden zuvor. Es hatte eine Ewigkeit gedauert. Jetzt hockte er auf dem kalten Steinboden des fast leeren Walfischspeichers, den Kopf zwischen den Armen. Sein Oberkörper wiegte vor und zurück, ohne dass er etwas dagegen tun konnte. Der metallische Geruch von Blut lag in der stickigen Luft. Er wagte nicht, dorthin zu sehen, wo er den geschundenen Körper vermutete.

Jemand musste gegen eines der Kanthölzer gestoßen sein, denn es fiel mit einem hallenden Knall zu Boden. Erschrocken fuhr er in die Höhe. Er sah in die Gesichter seiner Kameraden. Er musste hier raus, sofort! Er stolperte ins Freie.

Draußen beschien der Mond die alten Fachwerkspeicher der Königsberger Lastadie. Eine schwarze Katze hatte sich unter dem Lastwagen niedergelassen. Als er näher kam, richtete sie sich auf und verschwand mit einem Satz in der Dunkelheit.

»Hol ihn zurück«, hörte er den Anführer hinter sich rufen. Dann vernahm er Schritte.

»Warte! Wo willst du denn hin?«

Er hatte keine Ahnung. Sein Kopf war leer. Wie sollten sie weiterleben mit dieser Schuld? Er spürte, wie Hände seine Schultern umfassten und ihn sanft schüttelten.

»Los, komm wieder rein. Es ist zu riskant hier draußen.«

Widerstrebend ließ er sich zurück in den Lagerraum führen. Wieder glaubte er, das Blut zu riechen, den Schweiß, die Todesangst. Er kämpfte gegen die aufsteigende Übelkeit an.

Der Anführer trat zu ihm. Seine Stimme war leise, aber eindringlich. »Reiß dich zusammen! Es gibt kein Zurück mehr. Für keinen von uns. Wenn wir zusammenhalten, dann wird uns nichts passieren.«

Die anderen nickten stumm. Er fühlte ihre prüfenden Blicke auf sich. Lauernd. Angst erfasste ihn. Was, wenn sie dachten, auf ihn wäre kein Verlass? Er nickte hastig. »Es geht schon wieder. Mir war nur ...«

Der Anführer klopfte ihm auf die Schulter. »Gut. Lass uns hier aufräumen, dann ist das alles bald vergessen. Uns wird nichts geschehen. Vertrau mir.«

Eine innere Stimme riet ihm, sich zu fügen. Für Widerstand war es zu spät. Zwanzig Minuten eher hätte er den Mut aufbringen müssen.

Der Anführer sah in die Runde, streckte seine rechte Hand aus. Die anderen taten es ihm gleich. Eine Hand legte sich auf die andere.

»Also, Männer, niemand wird über den heutigen Abend auch nur ein Wort verlieren. Bei unserer Ehre!«

»Bei unserer Ehre«, murmelten alle.

Dann beseitigten sie die Spuren. Eine halbe Stunde spä-

ter erinnerte in dem nur selten genutzten Speicher nichts mehr an die grausame Tat. Der Lastwagen verließ die nächtliche Lastadie ungesehen. Alles in allem war kaum eine Stunde vergangen.

Eine Stunde, dachte er. Eine Stunde konnte ein ganzes Leben verändern.

KÖNIGSBERG, 13. MÄRZ 1924

Edward Mayrhöfer saß neben seinem Vater im Fond des Dürkopp, der von ihrem Chauffeur sicher durch die Straßen der Königsberger Altstadt gelenkt wurde. Edward spürte die Aktenmappe auf seinem Schoß. Heute würde es auf ihn ankommen, zum ersten Mal, und er war fest entschlossen, die große Gelegenheit, die sich ihm bot, zu nutzen. Sie waren auf dem Weg zu einer außerordentlichen Versammlung der Reeder. Sein Vater, Friedrich Mayrhöfer, ging bereits auf die siebzig zu, hielt aber – zu Edwards Leidwesen – in der Firma immer noch die Fäden in der Hand. Von allen respektvoll »der alte Fritz« genannt, gab er auch innerhalb der Reeder-Vereinigung den Ton an. Bislang war Mayrhöfer & Seggelke das größte Unternehmen dieser Art gewesen. Doch das traditionelle Kräfteverhältnis war in diesen Tagen akut in Gefahr.

Edward strich sich über das volle, dunkle Haar und prüfte im Rückspiegel den korrekten Sitz seiner Krawatte. Sein Vater hatte die behandschuhten Hände auf seinen Gehstock gelegt und sah mit entschlossener Miene der bevorstehenden Versammlung entgegen.

»Ich hoffe, du bist dir deiner Verantwortung bewusst, mein Sohn. Heute werden wir es richten müssen.«

»Keine Sorge, Vater. Ich bin vorbereitet. An unserem Konzept kommt kein geradeaus denkender Kaufmann vorbei«, erwiderte Edward betont munter.

Friedrich schenkte seinem Sohn ein vages Lächeln, das Edward als ein »Wollen wir es hoffen!« deutete. Der Wagen hielt vor dem Börsengarten.

Edward blickte nervös zum Säulenportal des prunkvollen Gebäudes. Ein livrierter Diener eilte die Stufen hinunter und öffnete ihnen die Wagentür.

Als sie die Eingangshalle betraten, wartete bereits Heinrich Waller, der Geschäftsführer des Königsberger Börsenvereins, auf sie. Sein grauer Backenbart war wie immer akkurat geschnitten, und er hatte sein einnehmendes Lächeln aufgesetzt, mit dem er wichtige Kunden, hochrangige Politiker und einflussreiche Kaufleute zu begrüßen pflegte. Edward betrachtete Waller und atmete tief durch. Er wollte etwas sagen. Schließlich hing alles von einer möglichen Einigung an diesem Abend ab. Doch sein Vater kam ihm zuvor.

»Na, denn man los, Waller. Bringen Sie uns zu der Meute.«

Der Geschäftsführer des Börsenvereins nickte beflissen und führte sie in den Gartensaal. Hier pflegte die hanseatische Kaufmannschaft ihre Feste zu feiern. Glänzender Parkettboden, große Pflanzkübel mit tropischen Gewächsen, die Wände mit Mahagoni vertäfelt. Von der Decke hing ein schwerer Kristalllüster. Darunter befand sich die festlich ge-

deckte Tafel mit schwerem Tafelsilber, Meissner Porzellan und Damastservietten. In der Mitte prangte ein üppiges Blumenbouquet.

Rund ein Dutzend Männer war bereits versammelt. In der Luft hingen dicke Schwaden Zigarrenrauch. Ein Kellner ging herum und reichte edlen Burgunder. Die Neuankömmlinge wurden begrüßt, und es dauerte eine Weile, bis alle Hände geschüttelt waren. Edward sah, wie Waller dem Kellner ein Zeichen gab. Eine Schiffsglocke wurde geschlagen, mit der die Gäste zu Tisch gerufen wurden.

Während der Rigaer Butt aufgetragen wurde, ließ Edward den Blick über die Tafel schweifen. Alle großen Reeder des Landes waren gekommen. Die Männer schienen unbekümmert wie immer und ließen es sich schmecken. Edward hatte schon seine Vorsuppe kaum angerührt. Er verspürte keinen Appetit. Er sah zu seinem Vater, der ebenfalls nur wenige Bissen von seinem Butt verspeiste, bevor er seinen Teller von sich schob. Der alte Mayrhöfer wartete nicht ab, bis der letzte Gast seinen Teller leer gegessen hatte, sondern griff zu seinem Messer und schlug ungeduldig an sein Glas. Die Tischgespräche verebbten, und gespannte Erwartung breitete sich aus.

»Liebe Kollegen, ich habe Sie heute aus einem einzigen Grund hierher eingeladen. Nicht weniger als die Zukunft der ostpreußischen Schifffahrt steht auf dem Spiel. Sie wird bedroht von einem Mann, der wie kaum ein anderer von der verheerenden Inflation des letzten Jahres profitiert hat. Und dieser Mann ist Hugo Stinnes!«

Die Männer nickten beifällig, tauschten ernste Blicke.

»Stinnes hat sich nicht nur eigene Schiffe und gleich zwei Reedereien zugelegt – Poseidon und Artus. Nein, er hat sich auch große Anteile an Importkohle und dem Holzgeschäft gesichert. Sein Ziel ist klar: den Wettbewerb der freien Reeder in die Knie zu zwingen.«

Zustimmendes Gemurmel wurde laut. Edward sah nervös zu der Aktenmappe auf seinem Schoß. Er ging in Gedanken noch einmal das Konzept durch, das er gemeinsam mit seinem Freund und Mitarbeiter Gerhard Kanzin erstellt hatte.

»Ich frage nun: Wer von uns hat in den letzten Monaten *nicht* irgendein Bestandsgeschäft an die verdammte Poseidon-Reederei verloren?«

Einmal mehr war Edward von dem charismatischen Auftreten seines Vaters beeindruckt. Er sah, wie er seinen eindringlichen Blick herausfordernd über die Anwesenden gleiten ließ. Niemand widersprach. Alle hatten die gleiche schmerzhaft Erfahrung gemacht.

Der kahle Johann Gerland, Geschäftsführer von Storrer & Scott, nickte mit hochrotem Kopf. »Dieser Roggenbucke kauft sich das Geschäft. Kann mir doch keiner erzählen, dass der was an den Frachten verdient. Das ist unmöglich«, schimpfte er und schlug mit seiner Hand auf den Tisch, dass die Gläser klirrten. »Mit dem Kohlegeschäft im Rücken zieht der die Kontrakte für Getreide, Mehl und auch Zellulose mit für uns ruinösen Raten einfach so aus dem Markt.«

»Gerland hat recht!«, rief Jesse Ivers, ein elegant gekleideter Mittvierziger im Stresemann, Inhaber der erst 1910 ge-

gründeten Reederei Ivers & Arlt. Für die Alteingesessenen ein neureicher Emporkömmling. »Lange können wir da nicht mehr mithalten. Die halbe Flotte liegt seit der Eisschmelze ohne Auftrag nutzlos im Hafen.«

Der alte Konrad Kleyenstüber meldete sich zu Wort. »Wir haben sogar Kontrakte verloren, die unser Haus seit mehr als fünfzehn Jahren gehalten hat. Hier wird Dumping betrieben! Auf dem Spotmarkt sind solche Verluste nicht aufzufangen.«

Er klang verbittert. Nicht ohne Grund, wie Edward wusste. Der alte Kleyenstüber und Edwards Vater hatten jahrzehntelang die Geschicke des Reedereiwesens in Ostpreußen quasi im Alleingang gelenkt.

»Bei uns im Memelgebiet sieht die Lage nicht besser aus«, sagte Konsul Schmälling, ein würdiger Hanseat, dessen dicker Hals von einem Vatermörderkragen abgeschnürt wurde. Mit seinem gewaltigen Schnurrbart erinnerte er Edward an ein Walross. »Die litauischen Behörden behindern uns zwar nicht weiter, aber sie sind auch keine Hilfe beim Versuch, uns gegen die erdrückende Konkurrenz von Artus zu behaupten. Mittlerweile haben die sogar ein Kontor im Hafen von Memel eröffnet.«

Mit einem knappen Handzeichen bedeutete der alte Mayrhöfer ihm zu schweigen. Mit Klagen kamen sie nicht weiter. Jetzt galt es, die Weichen für die Zukunft zu stellen, um den Industriemagnaten von der Ruhr endlich in die Schranken zu weisen.

»Nun denn, und genau aus diesem Grund sind wir hier.« Der alte Mayrhöfer machte eine Kunstpause und wandte

sich langsam zu Edward um. »Mein Sohn Edward hat einen Plan entwickelt, wie wir Stinnes und seiner aggressiven Expansionspolitik Paroli bieten können. Bitte, Edward!«

Edward atmete tief durch, dann stand er auf. Er räusperte sich. Nun galt es. Wie zuvor sein Vater ließ auch er seinen Blick schweifen, um sich der ungeteilten Aufmerksamkeit der Anwesenden zu versichern. Dann begann er.

»Mein Konzept sieht vor, dass wir unsere Schiffsraumkapazitäten bündeln und die großen Relationen nach Riga, Stockholm, Helsinki, Stettin und Danzig mit einem gemeinsamen Fahrplan anbieten. Auch die Aufträge akquirieren wir gemeinsam. So können wir zum einen die einzelnen Schiffe besser auslasten und zum anderen die Schiffe ihrer individuellen Stärke entsprechend optimal einsetzen.«

Edward sah, wie einige Zuhörer zustimmend nickten. Das verlieh ihm Mut. Mit festerer Stimme fuhr er fort.

»Herr Leo, Ihnen muss doch das Herz bluten, wenn die stolze *Ostpreußen* mit ihren 4000 Tonnen lächerliche zwanzig Kisten Bananen und Südfrüchte durch den Seekanal bringt.«

Heinrich Leo, der Inhaber von Marcus Cohn & Sohn, nickte resigniert. »Eine Schande ist das.«

»Exakt! So sehe ich das auch«, fuhr Edward lebhaft fort. Er nahm seine Aktenmappe zur Hand und reichte nach rechts und links Durchschläge der Tischvorlage, die er vorbereitet hatte. »In dem vorliegenden Papier finden Sie die wichtigsten Stichpunkte zu meinem Konzept. Die rechtliche Selbstständigkeit der einzelnen Mitglieder bleibt selbstverständlich gewahrt. Das System, das hier zur Anwendung

kommt, bezeichnet man in England als ›*pool*‹ oder ›*conference*‹. Nicht nur das gesamte Ladungsaufkommen, sondern auch die Frachterlöse der Pool-Mitglieder werden nach Abzug bestimmter Kosten nach einem vorher festgelegten Schlüssel auf die Pool-Mitglieder verteilt.«

»Was passiert, wenn einer der Partner wesentlich mehr an Ladung bekommt als die anderen?«, hakte Heinrich Leo nach.

Edward war auf diese Frage vorbereitet. »Wer mehr Ladung verlädt als nach der Quote vorgesehen, muss als sogenannter Overcarrier denjenigen, der weniger Ladung verlädt, finanziell entschädigen.«

»Also mir ist immer noch nicht ganz klar, wo für uns die Vorteile liegen sollen.« Der schwächliche Dr. Trimmel vom Tilsiter Dampferverein blinzelte skeptisch durch seine runde Brille.

Doch Edward war auf alles vorbereitet. Dies war seine Stunde. »Für die Mitglieder ergeben sich gleich mehrere Vorteile. Dadurch, dass wir den ruinösen Wettbewerb gegen den mächtigen Stinnes-Konzern beenden und ein Quasi-Monopol bilden, werden wir am Markt auch wieder auskömmliche Frachtraten erzielen. Es wird kein Überangebot an Frachtraum mehr geben, weil wir einen optimierten Fahrplan anbieten werden. Damit können wir dem Poseidon-Artus-Verbund sowohl im Haff als auch auf der Ostsee erfolgreich die Stirn bieten.«

Als Edward geendet hatte, bedankte er sich für die Aufmerksamkeit und nahm wieder Platz. Er sah in die Runde. Überwiegend beifälliges Nicken. Auch sein Vater schien

mit dem bisherigen Verlauf der Veranstaltung sehr zufrieden. Die Reeder und Schiffsbefrachter, die, wenn es ums Geschäft ging, für gewöhnlich im anderen nur den Konkurrenten sahen, wirkten jetzt, nach seinem Vortrag, erstaunlich einig. Edward merkte, wie die Anspannung von ihm abfiel. Während überall am Tisch lebhaft diskutiert wurde, gönnte er sich endlich einen großen Schluck vom Rotwein.

Als Heinrich Waller den Saal verließ, dachte sich Edward nichts dabei, doch als kurz darauf die Saaltür erneut aufgestoßen wurde, wurde ihm schlagartig klar, dass noch nichts entschieden war.

Ein Mann von hünenhafter Gestalt betrat den Gartensaal – Hermann Roggenbucke, Geschäftsführer der vereinigten Reedereien Artus und Poseidon, beide seit wenigen Monaten Teil des Stinnes-Konzerns. Er war Ende vierzig und trug einen eleganten Dreiteiler mit moderner Krawatte und Einstecktuch. Ihm auf den Fersen folgte ein unscheinbarer kleiner Mann mit Goldrandbrille und Aktentasche. Hut und Mantel hatte Roggenbucke Waller in die Hand gedrückt, der peinlich berührt in der Saaltür stand und mit einem hilflosen Schulterzucken zu Friedrich Mayrhöfer blickte.

»Guten Abend, meine Herren!«

Roggenbuckes Bariton dröhnte einer Kampfansage gleich durch die von Zigarrenrauch geschwängerte Luft. Während er an der Tafel vorbeischlenderte, warf er einen nachlässigen Blick auf eine von Edwards Tischvorlagen und lächelte.

Der alte Mayrhöfer erhob sich mit einem Ruck. Er

stemmte die Hände auf den Tisch und blickte den Eindringling finster an. »Ich kann mich nicht erinnern, Sie eingeladen zu haben, Roggenbucke«, schnarrte er. »Dies hier ist eine private Zusammenkunft. Sie verlassen sofort den Saal, oder ich rufe die Polizei!«

Die Anwesenden murmelten zustimmend. Hier und da wurden halblaute Verwünschungen ausgestoßen.

Doch Roggenbucke blieb ungerührt. »Ihre Sandkastenmanöver werden Ihnen nichts nützen, mein lieber Mayrhöfer. Ich habe Neuigkeiten, die ich der erlauchten Gesellschaft nicht vorenthalten möchte.« Er sah genüsslich in die Runde, bevor er fortfuhr. »Herr Stinnes, Herr Dr. Berding hier zu meiner Rechten und ich haben heute Nachmittag den Vertrag zur Übernahme der Königsberger Zellstoffabrik unterzeichnet.«

Die Nachricht schlug ein wie eine Bombe. Alle redeten plötzlich durcheinander. Edward sah zu seinem Vater. Friedrich Mayrhöfers Miene war wutverzerrt. Sein Schnauzbarbete, als er seine Stimme erhob.

»Was erzählen Sie da für einen Humbug? Die Aktien befinden sich im Streubesitz, und Konrad Bergmann hält als Großaktionär lediglich dreißig Prozent der Aktien. Selbst wenn Stinnes das Bergmann-Paket übernommen hat, heißt das noch lange nicht, dass er in der Firma auch das Sagen haben wird! Immerhin halten auch die Banken noch größere Pakete.«

Edward sah, wie Roggenbucke erneut spöttisch lächelte, und ballte unbewusst die Fäuste. Der Stinnes-Mann hatte seinen Vater mit seiner Provokation genau dorthin manö-

viert, wo er ihn haben wollte. Jetzt legte er an zum Blattschuss.

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie so schlecht informiert sind, Mayrhöfer. Sie werden alt! Vielleicht ist es an der Zeit, dass Sie sich aus dem Geschäft zurückziehen. Die Dresdner Bank verfügt über zehn Prozent, und Herr Dernburg mit seiner Darmstädter Bank – übrigens ein Freund unseres Hauses – über siebenundzwanzig Prozent. Beide Häuser haben bereits in der letzten Woche ihre Anteile an den Konzern verkauft. Zusammen mit dem Paket von Herrn Bergmann verfügt Herr Stinnes, der bislang neun Prozent erworben hatte, über komfortable sechsundsiebzig Prozent. Damit entfällt auch die Sperr-Minorität.« Wie ein Zirkusdirektor in der Manege drehte sich Roggenbucke mit ausgebreiteten Armen zu seinem Publikum.

Der Lärmpegel schwoll erneut an. Edward brach der Schweiß aus. Er starrte vor sich auf den Tisch. Das kam einer Katastrophe gleich! Die Königsberger Zellstofffabrik AG war aufgrund der Unmengen an Holz, die sie zur Verarbeitung benötigte, ein ungemein wichtiger Auftraggeber für die ostpreußischen Reedereien. Ein zweiter großer Auftraggeber – die Kohlen-Import AG – befand sich bereits seit einiger Zeit in der Hand von Hugo Stinnes. Die Auswirkungen auf die Frachtraten hatten nicht lange auf sich warten lassen. Mit dem hauseigenen Kohlegeschäft als Basis hatte Stinnes die übrigen großen Kontrakte zu verlustbringenden Raten aus dem Markt gezogen. Die Folge waren ein weiterer Preisverfall und Überkapazitäten, die die übrigen Reedereien mehr und mehr in die wirtschaftliche Schieflage

brachten. Wenn jetzt auch noch die Zellstofffabrik unter die Kontrolle von Stinnes geriet, dann waren die Tage der unabhängigen Reedereien gezählt.

Edward sah zu seinem Vater, der um Fassung rang. Er war bleich geworden und wirkte um Jahre gealtert.

Roggenbucke nutzte die Sprachlosigkeit seines Gegners und fuhr mit erhobenem Zeigefinger fort. »Die Poseidon-Reederei wird weiterwachsen. Die Schichau-Werft in Elbing hat heute den Auftrag erhalten, einen Frachtdampfer mit 5000 Bruttoregistertonnen zu bauen, der spätestens im Frühjahr nächsten Jahres vom Stapel laufen wird.« Er machte eine kurze Pause, damit die Runde diesen neuerlichen Paukenschlag angemessen verdauen konnte. Dann kam er zum eigentlichen Punkt. »Nun, dem Stinnes-Konzern im Allgemeinen und mir als Geschäftsführer der Poseidon-Reederei im Besonderen ist an einer gleichermaßen engen wie guten Zusammenarbeit mit Ihren Häusern gelegen. Daher möchte ich Ihnen hier und heute die Hand zur Kooperation reichen. Dr. Berding wird Ihnen unsere Vorstellungen dazu kurz erläutern.«

Seine Worte waren der reine Hohn. Edward befiel eine unbändige Wut. Sie waren so nahe dran gewesen, eine Allianz gegen den übermächtigen Konkurrenten zu schmieden. Aber durch seine dreiste Art hatte Roggenbucke seine Gegner offenbar mühelos an die Wand gedrückt. Als Edward sich umsah, blickte er ausnahmslos in ratlose Gesichter.

Der ihnen als Dr. Berding vorgestellte Justiziar öffnete seine Aktentasche mit einem leisen Schnappen und zog Unterlagen heraus, die er an die Anwesenden verteilte.

»Die Poseidon-Reederei macht Ihnen ein einmaliges Angebot zur Zusammenarbeit«, erklärte er mit monotoner Stimme. »In den Unterlagen finden Sie einen Vertrag, in dem alle wesentlichen Punkte geregelt sind. Wir erwarten Ihre Zusage bis Montag, zwölf Uhr. Danach ist unser Angebot hinfällig.«

Brillen wurden hervorgeholt. Papier raschelte. Alle vertieften sich nervös in die Lektüre. Alle, mit Ausnahme des alten Mayrhöfer, der sich schwer atmend auf seinen Stuhl fallen ließ. Edward legte ihm besorgt die Hand auf den Unterarm.

Heinrich Leo fand als Erster die Sprache wieder. »Das sind eindeutig Knebelverträge! Absolut indiskutabel! So etwas werde ich nie und nimmer unterschreiben.«

Roggenbucke musterte den Inhaber des Traditionshauses Marcus Cohn & Sohn mit kalten Augen. »Ich glaube, Sie haben den Ernst der Lage nicht begriffen, verehrter Leo. Wie lange können Sie es sich noch leisten, Ihre *Ostpreußen* mit Zubringerdiensten im Seekanal dümpeln zu lassen? Vier Wochen? Fünf? Sechs, wenn es hochkommt. Und dann werden Sie Schiffe verkaufen müssen. Es sei denn, Sie entscheiden sich dafür, mit uns zusammenzuarbeiten.«

Edward sah, wie sein Vater sich erneut aufrichtete. So einfach wollte er sich nicht geschlagen geben. »Damit werden Sie nicht durchkommen, Roggenbucke!«, zischte er. »Sie haben es hier mit aufrechten hanseatischen Kaufleuten zu tun, nicht mit irgendwelchen hergelaufenen Lumpen.« Damit schleuderte er Berding den Vertrag vor die Brust.

Der Justiziar sah Hilfe suchend zu Roggenbucke, doch der blieb gelassen. »*Noch* sind Sie vielleicht Kaufleute. Doch

in wenigen Wochen sieht das schon ganz anders aus. Dann werden einige von Ihnen ihre Villen in Amalienau oder den Hufen räumen und sich kleiner setzen müssen, vielleicht auf Etage in Sackheim – weil ihre Unternehmen dann nämlich bankrott sind.«

Er nahm Berding den Vertragsentwurf ab, den dieser ihm hinhielt, und legte ihn erneut vor dem alten Mayrhöfer auf den Tisch. »Sie sind ein Narr, Mayrhöfer. Wenn Sie den Vertrag ausschlagen, dann kauf ich Ihren Laden aus der Konkursmasse. Es wird kein halbes Jahr dauern, und die Reederei Mayrhöfer & Seggelke ist keinen Pfennig mehr wert. Dann ist Ihr Lebenswerk dahin.« Er seufzte theatralisch und sah seinen Justiziar an. »Kommen Sie, Berding. Wir sollten den Herren Gelegenheit geben, über die Großzügigkeit unseres Angebots nachzudenken.«

Kaum hatten die beiden Männer in Begleitung von Waller den Saal verlassen, da brach der Tumult los. Alle redeten aufgereggt durcheinander. Edward sah zu seinem Vater, der kreidebleich auf seinem Stuhl saß – ein gebrochener Mann. Edwards Ohnmacht verwandelte sich in glühenden Hass. Er sprang auf und stürzte in die Eingangshalle. Dort sah er, wie Waller dem Poseidon-Geschäftsführer katzbuckelnd in den Mantel half, was seine Wut noch weiter anstachelte. Dieser elende Opportunist versuchte offensichtlich, seine Pfründe zu retten.

Edward stürzte auf die drei Männer zu. Er schob den überraschten Waller zur Seite, dann schlug er Roggenbucke mit aller Kraft ins Gesicht. Er würde ihm das überlegene Grinsen aus der Visage prügeln.

Der große Mann taumelte unter der Wucht des Schlags zurück und riss dabei ein Tablett mit leeren Gläsern von der Anrichte. Das Scheppern des Silbertablets und das zerspringende Glas dröhnten in Edwards Ohren. Doch Roggenbucke hatte sich schnell wieder gefangen. Nur dem beherzten Eingreifen von Berding und Waller war es zu verdanken, dass die Männer sich keine wüste Schlägerei lieferten.

»Ich werde nicht zulassen, dass ein dahergelaufener Emporkömmling versucht, das Ansehen meines Vaters in den Schmutz zu ziehen!«, schrie Edward.

»Dafür sorgt Ihr Vater schon selbst«, keuchte Roggenbucke, der sich nur mühsam beherrschen konnte, während er sich Blut von der aufgeplatzten Lippe wischte. »Sie sollten achtgeben, dass er in seinem Altersstarrsinn nicht auch Ihre Zukunft ruiniert. Bei Poseidon brauchen Sie sich nach diesem Auftritt jedenfalls nicht zu bewerben. Diesen Schlag werden Sie noch bereuen. Das garantiere ich Ihnen!«

Roggenbucke hob mit einer energischen Bewegung seinen Hut vom Boden auf und verließ ohne ein weiteres Wort mit seinem Begleiter den Börsengarten.

Das »Blutgericht« war eine Institution in Königsberg und weit über die Grenzen Ostpreußens bekannt. Der Ort des früheren »Blut- und Halsgerichts« mit seinen zahlreichen Verliesen und Folterkammern in den weitläufigen Katakomben des mächtigen Königsberger Schlosses war bereits seit dem Jahr 1799 eine Weinstube. Das Lokal erstreckte sich über mehrere, labyrinthartig angelegte Tonnengewölbe. Jeder dieser Räume hatte einen Namen, der an mittelalterliche Folterpraktiken erinnerte: »Marterkammer«, »Peinkammer«, »Große Glocke« oder »Spanische Nadel«. Blank geschrubbte Tische, Holzvertäfelungen, schmiedeeiserne Wandleuchter und imposante Schiffsmodelle, die von der Decke hingen, verliehen der Schankwirtschaft ihren ganz besonderen Reiz. An einem Samstagabend hatten die Kellner in ihren traditionellen blauen Kitteln und Lederschürzen alle Hände voll zu tun. Tablett mit üppig beladenen Tellern, Weinkrügen und Flaschen sowie Bierhumpen wurden im Akkord in den Hauptsaal und die verschiedenen Nebenräume getragen. Hierher kamen Kaufleute, Arbeiter und Studenten, aber auch Reisende aus dem ganzen Land, und besonders am Wochenende ging es hoch her. Es wurde gelacht, gesungen, debattiert.

Edward Mayrhöfer saß mit seinen Freunden an einem langen Tisch in der »Marterkammer«. Der Schein der flackernden Kerzen und die mannshohen Prunkfässer an der Stirnseite des Raums gaben der Szenerie etwas Unwirkliches. Edward hörte dem Tischgespräch nur mit einem halben Ohr zu. Seit dem Eklat am Mittwoch kreisten seine Gedanken um das bevorstehende Schicksal der Reederei. Sein Vater hatte in den vergangenen Tagen zahlreiche Telefonate geführt und Hausbesuche getätigt, um die Reihen doch noch geschlossen zu halten. Auf seine Frage, wie die Gespräche verlaufen seien, hatte Friedrich Mayrhöfer ihm nur ausweichend geantwortet, aber Edward ahnte, dass die konkurrierenden Reeder wieder auf Distanz gegangen waren. Es herrschte Misstrauen zwischen den Unternehmern. Wer konnte schon wissen, wer bereits einen Vertrag mit Poseidon unterschrieben hatte?

Schallendes Gelächter holte Edward wieder in die Gegenwart zurück. Gunther hatte anscheinend wieder eine seiner berüchtigten Zoten erzählt. Ludwig, Hermann und Albrecht hoben ihre Gläser und prosteten ihm zu.

Gerhard stieß Edward in die Seite. »Na, komm schon. Hoch die Tassen! Oder willst du vielleicht nüchtern nach Hause gehen?«

»Lass gut sein. Ich bin heute kein guter Gesellschafter. Ich wäre wahrscheinlich besser zu Hause geblieben, als euch hier die Stimmung zu vermiesen.«

Gerhard betrachtete seinen Freund mit sorgenvoller Miene. »Immer noch wegen der Sache mit Stinnes?«

Edward nickte düster. Dann sah er seinen Freund an. »Was denkst du?«

Gerhard Kanzin zuckte mit den Schultern. »Wer weiß? Vielleicht ist es gar keine so schlechte Idee, den Laden zu verkaufen, sich auszahlen zu lassen und was Neues zu beginnen. Oder einfach das Geld für sich arbeiten zu lassen.«

»Das meinst du doch wohl nicht ernst, Gerhard! Die Reederei wird jetzt in der vierten Generation geführt. Ein Verkauf an diesen arroganten Dreckskerl kommt überhaupt nicht infrage. Ich will nichts mehr davon hören. Am allerwenigsten von dir!«

Edwards Worte waren schärfer ausgefallen, als er es beabsichtigt hatte. Immerhin standen Gerhard und er sich sehr nahe, sie kannten sich seit ihrer Schulzeit, und im letzten Jahr hatte Gerhard – auf Edwards Empfehlung hin – die Stelle des leitenden Buchhalters in der Reederei angetreten. Dass Gerhard damit praktisch Edwards Untergebener geworden war, hatte der Freundschaft der beiden Männer keinen Abbruch getan. Und konnte er seinem Freund verdenken, dass er die Sache von der pragmatischen Seite betrachtete? Gerhard hatte schon immer zu einer gewissen Sorglosigkeit geneigt. Von seiner ganzen Art her erinnerte er an einen englischen Dandy. Die neueste Mode war ihm wichtig. Jetzt sah er Edward lächelnd an.

»Schon gut, mein Lieber. Du bist der Boss.« Er hob entschuldigend die Hände.

»Ach, vergiss es«, lenkte Edward ein. »So war das nicht gemeint. Aber die Situation macht mir zu schaffen. Wir müssen unbedingt eine Lösung finden.«

Erneut wurde das Gespräch durch eine Lachsalve und

das darauffolgende Anstoßen der Bierhumpen und Weingläser übertönt.

»Was ist denn mit euch los? Kommt mal näher ran, damit wir euch im Griff haben, ihr trüben Tassen!«

Die Stimme gehörte Ludwig von Brekdorf. Edward seufzte. Ludwig hatte schon während ihrer Studienzeit an der Albertina immer das große Wort geschwungen. Er befand sich in einer ähnlichen Situation wie Edward. Im Bankhaus von Brekdorf wartete Ludwig nun seit Jahren darauf, dass sein Vater sich aus dem aktiven Geschäft zurückzog und die Entscheidungsgewalt an ihn abtrat. Doch ähnlich wie im Hause Mayrhöfer ließ der Generationswechsel auf sich warten.

Gerhard erhob sich und klopfte auf die Tischplatte. »Gute Idee, Männer. Nehmt den Kameraden mal unter eure Fittiche, damit er auf andere Gedanken kommt. Ich für meinen Teil werde mich galant zurückziehen.«

»Oho, hat da jemand noch was vor? Etwa ein amouröses Abenteuer?« Albrecht Gusenius grinste übers ganze runde Mondgesicht.

»Der Kavalier genießt und schweigt, so heißt es doch?«, konterte Gerhard und wandte sich zum Gehen.

»Warte!«, rief Gunther Bock. »Ich schließe mich an.« Er stürzte den Rest seines Biers hinunter und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund.

»Was ist denn los mit euch? Ist doch erst kurz nach elf?« Ludwig von Brekdorf tat empört. »Die Nacht ist noch jung!«

»Morgen früh – und zwar richtig früh – ist Bockbieran-

stich. Da muss ich auf dem Damm sein, Freunde«, erwiderte Gunther.

»Der Bock und sein Bockbier«, kicherte Gusenius.

»Ihr wollt gutes Bier, und ich arbeite hart dafür. So ist es nun mal«, sagte Gunther Bock, der im Vorort Ponarth eine kleine gut gehende Brauerei betrieb.

Ludwig von Brekdorf machte eine fortscheuchende Geste. »Also schön, ihr seid entlassen. Und du, Edward, rutschst her zu uns. Jetzt ist Schluss mit Trübsalblasen. Ist ja so nicht zum Aushalten.«

Es war halb zwölf, als Edward leicht betrunken die steile Treppe in Angriff nahm, die aus dem Kellergewölbe des Blutgerichts in den Schlosshof führte. Oben angekommen, atmete er die klare, kalte Luft ein. Es schneite. Edward kniff die Augen zusammen und schlang sich den Schal um den Hals. Er würde nur die paar Schritte zum Kaiser-Wilhelm-Platz gehen und sich von dort eine Kraftdroschke nach Hause gönnen.

Er war erst wenige Meter in dem nur schwach erleuchteten Schlosshof gelaufen, als er hinter sich Schritte zu vernehmen glaubte. Edward legte einen Gang zu. Die Schritte hinter ihm beschleunigten ebenfalls. Abrupt blieb Edward stehen und fuhr herum. Wenige Meter entfernt stand eine dunkle Gestalt.

»Folgen Sie mir? Wer sind Sie?«, rief Edward.

Statt zu antworten, kam die Gestalt langsam näher.

»Du kennst mich nicht?« Ein unheimliches Flüstern.

Edward schüttelte den vom Alkohol benebelten Kopf.
»Woher sollte ich? Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe.«

Edward wandte sich ab und wollte gerade den Torbogen passieren, als er einen sonderbaren Stich in den Hals verspürte. Verdutzt drehte er sich zu der Gestalt um, die jetzt ganz dicht bei ihm war. Er wollte weitergehen, doch die Beine versagten ihm den Dienst. Edward knickte ein und fiel der Länge nach hin. Er lag mit dem Gesicht im Schnee. Doch er spürte nichts. Er war wie betäubt, gleichzeitig bei klarem Verstand. Was passierte mit ihm? Wer war dieser Fremde? Er öffnete den Mund, wollte um Hilfe rufen, aber aus seiner Kehle kam kein Laut. Das Atmen fiel ihm schwer. Aus den Augenwinkeln sah er die Schuhe des Fremden. Er stand jetzt unmittelbar vor ihm, schien auf ihn herabzusehen. Dann wurde Edward gepackt und durch den Schnee geschleift. Auch jetzt spürte er weder Schmerzen noch die Kälte. Was ging da vor sich?

Der Fremde setzte Edward an der seitlichen Mauer des Vorbaus ab, der den Treppenabgang hinunter in die Weinstube verbarg. Keuchend trat er einen Schritt zurück. Er starrte Edward mit durchdringendem Blick an. Wer war der Fremde?

»Du hast wirklich keine Ahnung, was?«

Ein leises, spöttisches Lachen drang an seine Ohren. Die Gestalt zog einen blanken Gegenstand aus ihrem Mantel hervor. Edward bekam Panik, wollte davonkriechen, doch er konnte sich keinen einzigen verdammten Zentimeter bewegen. Er sah, wie die Hand vorschnellte. Dann spritzte Blut – sein Blut. Es schoss nur so aus seinem Hals. Edward spürte, wie das Blut in seinen Kragen drang, alles durchtränkte. Mit ungläubigem Blick versuchte er, seinen An-

greifer zu fixieren. Doch sein Blick trübte sich ein. Sein Verstand bäumte sich noch einmal auf, und kurz, bevor er endgültig das Bewusstsein verlor, wurde die Ahnung zur schrecklichen Gewissheit. Sein Kopf kippte auf die Brust. Edward Mayrhöfer war tot.

Als das Telefon klingelte, hatte sich Kommissar Heinrich Puschkat gerade zu Bett begeben. Wie stolz war er gewesen, als der Polizeipräsident ihm im vergangenen Jahr mit blumigen Worten den schwarzen Telefonapparat, wie ein Ehrenabzeichen, überreicht hatte. Allerdings hatte es nicht lange gedauert, bis er gemerkt hatte, dass der Apparat mehr Fluch als Segen war. Als es klingelte, war Puschkat sofort klar, dass etwas Ernstes vorgefallen sein musste. Leise fluchend schlug er die Bettdecke zurück.

Neben ihm murmelte seine Frau, ohne die Augen zu öffnen: »Musst du noch einmal los?«

»Ich fürchte es«, antwortete Puschkat und ging in die Diele, wo das Telefon stand. Er nahm ab. »Was gibts?«

»'n Abend, Heinrich. Wir haben einen Toten.«

Es war Lippert. Er hatte Bereitschaft. Er war gut fünf Jahre jünger als Puschkat, war aber fast genauso lang bei der Königsberger Polizei wie er selbst.

»Einen Toten? Wo?« Puschkat kämmte sich bereits die Haare. Die Bürger hatten ein Recht darauf, dass ihre Beamten auch in der jungen Republik an alten preußischen Tugenden festhielten und zu jeder Tages- und Nachtzeit in der Öffentlichkeit ordentlich auftraten.

»Am Eingang zum Blutgericht. Ein Mann, erstochen. Ziemlich grausige Angelegenheit. Soll ich dir einen Wagen schicken?«

»Nicht nötig. Ist ja nur ein Katzensprung. Wir treffen uns am Tatort.«

»Sicher? Ich weiß ja nicht, wann du zum letzten Mal aus dem Fenster gesehen hast, aber es stiemt ziemlich draußen.«

»Kümmere dich lieber darum, dass der Doktor gleich rauskommt.«

Puschkat warf noch einen prüfenden Blick in den Spiegel. Er sah einen Mann mit vollem Haar und einem stattlichen Schnurrbart. Dafür, dass er bereits siebenundfünfzig war, konnte Puschkat sich nicht beklagen, was sein Äußeres anging, und auch sonst hatte er noch längst nicht das Gefühl, zum alten Eisen zu gehören. Er wandte sich ab und kleidete sich rasch an.

Keine fünfzehn Minuten später lief er die Treppe hinunter und zog mit Schwung die schwere Haustür auf. Sofort peitschte ihm der Schnee ins Gesicht. Puschkat zog den Hut in die Stirn und wickelte sich den Schal um Mund und Nase. Dann machte er sich auf den Weg.

Heinrich Puschkat wohnte mit seiner Frau und den beiden fast erwachsenen Töchtern in einem vornehmen Patrizierhaus auf dem Kneiphof, das sich heute vier Parteien auf zwei Etagen teilten. Der Kneiphof war das Herz des alten Königsbergs, eine vom Pregel umschlossene Insel. Puschkat konnte von seinem Wohnzimmerfenster auf den mächtigen Dom und die Gebäude der alten Universität sehen. Für die Schönheiten seiner Heimatstadt hatte er allerdings zu die-

ser Stunde keinen Blick. Der eisige Schneefall verfolgte den Kommissar über die Schmiedebrücke bis zum Schloss. Erst dort im Torbogen gönnte er sich eine kurze Verschnaufpause. Als er den Schlosshof betreten wollte, stellte sich ihm ein Schupo in den Weg. Puschkat zog den Schal von Nase und Mund.

»Oh, Herr Kommissar, Verzeihung, ich hab Sie nicht erkannt.«

»Schon gut, Wachtmeister Jendrossek. Sorgen Sie auch weiterhin dafür, dass keiner den Hof betritt, verstanden?«

»Jawohl, Herr Kommissar.«

Der Wachtmeister salutierte, und Puschkat ging weiter. Er hatte kaum den niedrigen Anbau erreicht, als er erneut stehen blieb. Der Tote war selbst in dem trüben Schein der wenigen Hoflaternen nicht zu übersehen. Blutüberströmt saß er an die Hauswand gelehnt im Schnee. Auch auf Schultern und Kopf hatte sich Schnee angesammelt.

Puschkat fuhr sich mit der Hand über seinen Schnauzer. Ihm war klar, die Sache würde für Scherereien sorgen. In gut vier Wochen wollte die Stadt den zweihundertsten Geburtstag ihres größten Sohnes begehen. Zu Ehren des Philosophen Immanuel Kant würde das gesamte Reich nach Königsberg blicken. Hochrangige Politiker wurden zu den mehrtägigen Feierlichkeiten erwartet. Die Zeitungen würden landesweit darüber berichten. Und jetzt so etwas.

Ein Räuspern riss Puschkat aus seinen Gedanken. Es war Kriminalinspektor Anton Lippert.

»Gut, dass du da bist.« Lippert warf einen Blick auf den

Toten. »Einer von den Turmbläsern hat die Leiche kurz vor Mitternacht entdeckt.«

»Wo ist der Mann?«

Der Inspektor nickte mit dem Kopf zum Eingang des Blutgerichts. »Sie sind unten, zusammen mit den letzten Gästen, und genehmigen sich erst mal einen Kurzen. Das Nachtkonzert fällt aufgrund der besonderen Umstände heute Abend aus.«

»Wieso *sie*?«

Der Kriminalinspektor holte seinen Notizblock hervor. »Sie sind zu dritt. Derjenige, der den Toten entdeckt hat, heißt Berthold Morawetz. Achtundzwanzig Jahre, wohnhaft Henschestraße 48. Ist beim Landestheater im Orchester angestellt. Der Täter ist offenbar noch an ihm vorbeigelaufen. Kurz nachdem er die Leiche gefunden hat, sind seine Kollegen Börne und Dellwo aufgetaucht. Die haben aber nichts gesehen.«

»Warum hat er sich bei dem Wetter im Hof aufgehalteten?«, fragte Puschkat.

»Er hat keinen Schlüssel für die Tür zum Turm. Den hat dieser Dellwo. Morawetz war zu früh hier und hat im Torbogen noch eine geraucht.«

»Wo bleibt Dr. Caillé?«

»Ist schon bei der Arbeit.« Lippert blickte sich suchend um. »Er musste noch mal zu seinem Auto, das irgendwo am Mühlenberg steht. Kommt sicher gleich wieder.«

Plötzlich war ein lauter Schrei zu vernehmen, gefolgt von einem leisen Wimmern. Lippert und Puschkat fuhrn herum. Sie sahen den Kriminalassistenten Erwin Maag,

der beim Torbogen im Schnee ausgerutscht war. Der junge Mann kam unbeholfen wieder auf die Beine und klopfte sich hektisch den Schnee von Hose und Mantel.

»Entschuldigung!«, rief er, als er eilig näher kam. »Ich konnte nicht früher kommen ... Meine Vermieterin ...«

»Mensch Junge«, brummte Lippert kopfschüttelnd, »du machst uns ja lächerlich vor den Schupos. Aus dir wird nie ein ordentlicher Kriminaler.«

Maags Gesicht lief rot an. »Verzeihung. Aber es ist glatt, und ich bin extra schnell gelaufen, damit ...«

Puschkat schnitt ihm mit einer energischen Handbewegung das Wort ab. Er wandte sich an Lippert. »Wissen wir schon, wie der Tote in den Schlosshof gekommen ist?«

»Na, wie schon?« Lippert zuckte mit den Schultern. »Er wird im Blutgericht gewesen sein.«

Das war naheliegend. Puschkat winkte Maag zu sich heran. »Geh runter in die Gaststube und nimm die Personalien der noch anwesenden Gäste auf. Dann bring die Leute hier herauf. Vielleicht können sie den Toten identifizieren. Aber nicht alle auf einmal.«

»Jawohl, Herr Kommissar.« Der Kriminalassistent machte sich diensteifrig auf den Weg.

Puschkat hielt derweil Ausschau nach dem Gerichtsmediziner, der in diesem Moment den Schlosshof betrat. Dr. Caillé, ein kleiner Herr Anfang sechzig mit markantem weißem Spitzbart und Monokel, wirkte stets wie ein Terrier, der gerade Witterung aufgenommen hatte.

»Guten Abend, Herr Doktor.« Puschkat tippte an den Hut.

»'n Abend, die Herren. Bei diesem Wetter würde man keinen Hund vor die Tür jagen, was?« Caillé deutete auf den Toten. »Also in aller Kürze: männlich, ungefähr Mitte dreißig, gepflegte Erscheinung. Todeszeitpunkt zwischen elf und Mitternacht. Die Leichenstarre ist noch nicht eingetreten. Todesursache: Fremdeinwirkung und damit verbunden der hohe Blutverlust.«

»Wie wurde der Mann getötet?«

»Durch einen Messerstich in die Halsschlagader. Er muss seinen Mörder beim Torbogen getroffen haben. Danach hat der Täter sein Opfer hierher in die Ecke geschleift, wie Sie an den Spuren im Schnee erkennen können. Die tödliche Stichverletzung hat er ihm dann hier zugefügt.«

»Aber er muss sich doch gewehrt haben – ein großer Mann im besten Alter. Der lässt sich doch nicht so ohne Weiteres über den Hof schleifen. Oder hat man ihm vielleicht von hinten eins übergezogen?«

Caillé seufzte. Er nahm sein Monokel ab und polierte das Glas mit seinem Einstecktuch. »Es gibt auch andere Möglichkeiten, jemanden zu betäuben, als ihm mit großer Wucht auf den Schädel zu hauen, Puschkat.«

»Und welche von diesen zahlreichen Möglichkeiten ziehen Sie in Betracht, Herr Doktor?« Puschkat zwang sich zur Geduld.

»Wahrscheinlich hat man ihn narkotisiert.«

»Betäubt? Womit?«

Erneutes Seufzen. Caillé warf Puschkat einen Blick zu, mit dem er sonst begriffsstutzige Studenten bedachte. »Ich bin noch keine halbe Stunde am Tatort.«

»Natürlich.« Puschkat wandte sich an Lippert. »Kannst du schon was sagen? War der Täter allein oder hatte er Helfer?«

Lippert sah sich um. »Nach dem ganzen Getrappel kann man kaum noch Spuren erkennen. Nahe der Leiche hat jedenfalls nur eine Person gestanden. So viel ist sicher.«

Puschkat sah nachdenklich vor sich hin. »Wenn er nar­kotisiert wurde, dann wohl mit einem Tuch, das vorher mit einem Narkotikum getränkt wurde. Oder man hat ihm ein entsprechendes Mittel mit einer Spritze verabreicht. In beiden Fällen muss der Täter seinem Opfer sehr nahe kommen. Vielleicht haben Opfer und Täter vorher beieinander­gestanden und sich unterhalten. Vielleicht kannten sie sich sogar.«

Lippert nickte. »Möglich wär es.«

Jetzt erst sah Puschkat die sonderbaren Zeichen an der Wand über dem Toten. »Glaubst du, das Geschmiere stammt von unserem Mörder?«

Caillé kam Lipperts Antwort zuvor. »Mit ziemlicher Si­cherheit sogar. Wer immer der Schmierer war, er hat dafür keine handelsübliche Malerfarbe verwendet. Er hat diese Zeichen praktischerweise mit dem Blut des Opfers an die Wand geschrieben.«

Puschkat lief es kalt über den Rücken. Das klang gar nicht gut. Natürlich hatte er schon mit Morden zu tun ge­habt, aber das waren Fälle gewesen, bei denen klassische Motive wie Eifersucht, Habgier oder Trunkenheit eine Rolle gespielt hatten, und der Täter war für gewöhnlich schnell ermittelt. Doch jemand, der sein Opfer betäubte, dann ausbluten ließ und mit seinem Blut rätselhafte Zei-

chen an die Wand schmierte, der war sicherlich ein geborener Psychopath, dem man mit den üblichen Befragungen nie auf die Schliche kommen würde.

Puschkat betrachtete die Zeichen genauer. Er stutzte. »Könnte das hebräische Schrift sein?«

Lippert kniff die Augen zusammen. »Ist nicht auszuschließen. Ja, vielleicht.«

»Und das ganze Blut? Das sieht ja fast so aus, als hätte man den Mann geschächtet.«

»Sie denken an einen Ritualmord?«, fragte eine muntere Stimme hinter ihnen.

Puschkat wandte sich um. Vor ihm stand Hagen Söderberg. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Die Presse hatte bereits Wind von der Sache bekommen. Er hielt nach dem Wachtmeister Ausschau. Er sollte doch niemanden auf den Schlosshof lassen.

»Guten Abend, Herr Söderberg. Darf man fragen, wie Sie von der Sache erfahren haben?«

»Die *Königsberger Allgemeine* zeichnet sich durch gewissenhafte Recherche aus. Sie werden Verständnis dafür haben, dass ich meine Quellen nicht nennen kann«, sagte der Journalist mit ernster Miene.

Söderberg war ein junger Schnösel in Puschkats Augen, der sich viel zu wichtig nahm. Der Kommissar grunzte verärgert. Da hatte im Präsidium wieder mal jemand nicht an sich halten können. Er musste versuchen, Söderberg so schnell wie möglich loszuwerden.

»Ritualmord!« Puschkat schüttelte den Kopf. »Was reden Sie da für einen Unsinn?«